

Die jüngste Ausgabe von „Isra-Drama“, einem Festival, das ausländischen Theaterleuten die wichtigsten israelischen Inszenierungen der vergangenen Saison vorstellen will, musste wegen der nach wie vor unüberschaubaren Verhältnisse im Land abgesagt werden. Aber es lohnt sich dennoch, nach Israel zu reisen, um ins Theater zu gehen und mit Theaterleuten zu sprechen. Wer dies tut, muss sich allerdings auf intensive und zum Teil auch verstörende Erfahrungen gefasst machen.

Moshe Kepten, der Intendant der Habima in Tel Aviv, erklärt, dass nach dem 7. Oktober alle Proben abgebrochen wurden – und man nach einiger Zeit dann doch mit Motti Lerner's „The First Lady“ herauskam, einem Stück über Golda Meir und ihre Gewissensnöte nach dem verlustreichen Jom-Kippur-Krieg. Lerner ist übrigens ein Autor, der die israelische Regierung ständig kritisiert und ihr im Gazakrieg „Kindermord“ vorwarf. Wir haben in der Habima „Der Vater, der ich hätte sein können“ von Itai Segal gesehen – über die halbwüchsige Tochter eines homosexuellen Paares, die unbedingt ihre leibliche Mutter kennenlernen will, die Leihmutter, die im Ausland lebt. Was die Beziehung des schwulen Paares völlig durcheinanderbringt.

Im „Beit Lessin“, dem ehemaligen Gewerkschaftstheater, haben wir die Geschichte des Klezmer-Geigers „Stempenyu“ (von Scholem Alejchem) erlebt, der sich nicht zwischen zwei Frauen entscheiden kann – toll choreographiertes, aus der Zeit gefallenes Volkstheater über das 19. Jahrhundert, und obwohl man das für altmodisch halten kann, ist es wichtig für die israelische Selbstvergewisserung. So wie das schwule Paar mit seiner Tochter ausgerechnet im Nationaltheater Habima natürlich eine Setzung des Intendanten Moshe Kepten ist, der das Thema für ein großes Publikum öffnen will.

Wirklich schmerzhaft wurde es, als wir die Regisseurin Hadar Galron kennenlernen und jene Überlebenden des 7. Oktober, mit denen sie das Stück „She wanted to dance“ herausbringt. Galron hatte als Autorin mit „Mikwe“ einen internationalen Erfolg, es geht darin um Berichte von Frauen und Emanzipationsversuche im jüdischen rituellen Reinigungsbad. Jetzt hat sie – zunächst an einer Schauspielschule – „Supernova-Survivors“ versammelt, junge Leute, die am 7. Oktober an jenem Popfestival teilnahmen, auf dem die Hamas ein Blutbad anrichtete. Viele von ihnen haben dabei Freunde oder den Partner verloren; manche waren als Musikfans dabei, andere als Soldaten, die Menschen aus dem Inferno retteten. Mit ihnen inszeniert Galron eine Familiengeschichte, die auf die Ereignisse des 7. Oktober zusteuert.

Eine Hauptfigur des Stücks wird von Rafaela gespielt, einer Zwanzigjährigen, die vor vier Jahren aus Brasilien nach Israel einwanderte. Im Gespräch berichtet sie relativ kühl von ihren Erlebnissen: Als die bewaffneten Hamas-Leute mit ihren weißen Pick-ups auftauchten, sei sie mit ihrem Freund aus der Menge der Tanzenden zu einer Bushaltestelle geflohen, neben der ein Schutzraum stand. Hier drängten sich Menschen auf engstem Raum. Die Hamas habe eine Rauchbombe hineingeworfen und die Fliehenden erschossen; ihr Freund sei ermordet worden, sie selbst habe unter einem Berg von Leichen überlebt, weil man auch sie für tot gehalten habe.

Ist es für die Traumatisierten wichtig, dass sie ihre Geschichte auf dem Theater erzählen, wenngleich in fiktionalisierter Form? Möglicherweise. Aber ist es auch therapeutisch sinnvoll? Die Regisseurin Hadar Galron hat eine Therapieausbildung und sagt, es sei ein schmaler Grat. Diese Erlebnisse sollen und müssen Teil der kollektiven Erinnerung werden. Das Theaterspielen bringe Aktivität in ein beschädigtes Leben und helfe auf dem

Die Last des Überlebens

Die Massaker vom 7. Oktober müssen Teil der kollektiven Erinnerung Israels werden. Während die Theaterbühnen des Landes versuchen, dabei zu helfen, wird das Gelände des Nova-Festivals zu einem zweiten Yad Vashem.

Von Christian Gampert, Tel Aviv



Die Zerstörungen in Gaza nahmen auch hier ihren Anfang: Der Kibbuz Be'eri wenige Tage nach dem Überfall durch die Hamas.

Foto Getty

Weg zurück in den Alltag. Gleichzeitig dürfen diese Schauspieler natürlich nicht auf offener Bühne von ihrer Pein überwältigt werden. So sieht man auf der kurzen Probe relativ selbstbewusste junge Leute, die zu den Originalklängen des Supernova-Festivals tanzen und einige Szenen anspielen. Andererseits gibt die Regisseurin durchaus zu, dass manche ihrer Schauspieler bisweilen morgens nicht aufstehen können. Einzelbetreuung sei gefragt, das Projekt habe eine beschützende Funktion.

Es gibt in Israel Holocaust-Survivors und jetzt auch Supernova-Survivors. Oder generell Überlebende des 7. Oktober. Das Pogrom hat in der Gesellschaft tiefe Spuren hinterlassen. Es wird in Europa noch immer zu wenig wahrgenommen, wie wichtig das Überleben der Geiseln für einen großen Teil der Israelis ist. Als der Soldat Gilad Shalit im Juni 2006 von der Hamas entführt wurde, hing an jedem Geschäft, an jedem Laternenpfahl sein Bild. Nach fünf Jahren kam er frei, im Austausch gegen über tausend meist rechtskräftig verurteilte palästinensische Straftäter und Mörder. Einer von ihnen war Yahya Sinwar, einer der Drahtzieher des 7. Oktober.

Nach wie vor hängen überall in der Stadt Plakate mit den Fotos der Entführten. Wenn mehrere Tausend Menschen schweigend mit ihren Mahnschildern und Bannern auf dem Platz vor dem Tel Aviv Museum stehen und im Wechselgesang Parolen skandieren, dann wirkt das wie ein Chor aus einer griechischen Tragödie. Sie hören Rednern zu, die sich nicht in hergebrachten Phrasen ergehen, sondern vom Leben ihrer Angehörigen erzählen – auch mit Bildern und Filmeinspielungen. Man mag darüber streiten, was gegenüber der Hamas die richtige Strategie ist. Aber es ist in Israel immer

klar, anders als in vielen anderen Ländern, dass jeder einzelne Bürger wichtig ist und dass man um jeden kämpft.

Wir fahren von Tel Aviv in die Nähe des Gazastreifens. Mit einer Gruppe von Filmleuten dürfen wir den Kibbuz Be'eri besuchen – oder vielmehr das, was von ihm noch übrig ist. Eine etwa dreißigjährige Frau namens Ella steigt zu uns in den Bus, sie werde uns führen. Der Bus hält, durch einen Vorgarten aus Gerümpel und Asche gehen wir auf einen halb verkolhten Bungalow zu, und Ella sagt: „Welcome to my house.“ Innen sieht es aus wie nach einem Vandalismusexzess.

Ella erzählt uns, wie sie den 7. Oktober erlebt hat, Stunde für Stunde. Wie sie aus ihrem Schutzraum durch die Küche gekrochen ist, um Getränke für die Kinder zu holen, ohne ein Ziel für die Schützen zu bieten. Ellas Familie hat überlebt, möglicherweise wurde sie einfach vergessen; die Nachbarn sind alle tot. Sie wurden vergewaltigt und gequält und dann erschossen.

Ein Gang durch den Kibbuz ist wie eine unwirkliche Fahrt durch eine filmische Kriegskulisse, nur dass alles bedrückend echt ist. Hier den Menschen ein Mikrofon hinzuhalten oder eine Kamera herauszuholen – es scheint obszön; das Verbrechen ist zu groß. Und doch müssen dokumentarische Filme gedreht werden, und sie werden gedreht. Ella sagt, wenn sie an jedem Tag einen Bewohner des Kibbuz zu Grabe getragen hätten, dann wären sie ein halbes Jahr lang nur mit Beerdigungen beschäftigt gewesen. Jetzt wohnt fast niemand mehr hier; nur das größte Druckhaus Israels, das der Kibbuz betreibt, arbeitet weiter und die Kantine. Die Menschen sind wo-

anders untergekommen, manche pendeln noch zum Arbeiten nach Be'eri. Man wird die verwüsteten Häuser abreißen und neue bauen, aber niemand weiß, wer von den Bewohnern hierher zurückkommt.

Während der Kibbuz einsam daliegt, herrscht auf dem Gelände des Nova-Festivals starker Betrieb. Ganze Busladungen von Reisenden werden hier abgesetzt – und viele israelische Soldaten. Der Ort ist zu einer Art Pilgerstätte geworden, an der man Einkehr hält. Viele Angehörige der Toten kommen täglich; bei manchen Besuchern hat man trotz aller Pietät den Eindruck, dass der Ort für sie auch eine Kultstätte ist. Ein wohl unvermeidbares Dilemma: Einerseits ist es richtig und notwendig, einen Ort zum Trauern zu haben, andererseits wird das Gelände zwangsläufig zu einem touristischen Anziehungspunkt. Auf dem weiten Feld sieht man einen Stangenwald mit den Fotos und den Biographien der Ermordeten, lauter junge Menschen, die feiern wollten. Nicht weit davon entfernt ein Schutzraum bei einer Bushaltestelle, vor dem zahlreiche Flüchtlinge ermordet wurden, und ein Schrottplatz, auf dem die zum Teil ausgebrannten Autos von Getöteten gestapelt sind. All diese Orte werden wie von selbst zu Gedenkstätten mit ungeheurer Wirkung, der Nova-Campus ist das zweite Yad Vashem Israels.

In Ofakim, einem kleinen Ort fast schon in der Negev-Wüste, erwartet uns der Lehrer Rafi, ein religiöser Israeli. Er ist sehr aufgeregt, weil er so viel erzählen will, erzählen muss – alles, was hier am 7. Oktober passiert ist. Rafi zeigt uns ganz genau, wer von seinen Schülern und Kollegen wo getötet wurde, wo die Terroristen die Straße entlanggingen und in welches Haus sie wann eindringen. Rafi will unbedingt Zeugnis ablegen vom Unge-

heuerlichen, er muss das loswerden und in die Welt hinaustragen, und wir stehen hilflos vor ihm, depliziert gegenüber all seinem Schmerz.

Was in Rafis Berichten klar wird: Der 7. Oktober war auch ein großes, kollektives Selbstmordattentat. Nur jene Terroristen, die Israelis nach Gaza entführten, sind zunächst mit dem Leben davongekommen. Die übrigen wussten genau, dass irgendwann die israelische Armee eingreifen würde. Ihre Mission war es, bis dahin so viele Juden wie möglich zu töten. Man nennt es Rassismus; manche Intellektuelle aber nennen es Freiheitskampf. Es gibt keine Entschuldigung für diese intellektuelle Falschmünzerei.

Ein kurzer Besuch in der Cinemathek von Sderot. Der Titel ist ein wenig irreführend, weil es sich nicht nur um ein Kino und Kulturzentrum, sondern auch um eine Ausbildungsstätte für Filmstudenten handelt. Sderot ist den Besuch aus dem Gazastreifen seit Jahren gewohnt, es gab immer wieder Verletzte und Tote – und trotzdem wollen die Menschen hier bleiben, es sei ihre Heimat. Das sagt jedenfalls Tamir Hod, der an der Cinemathek arbeitet und das „Southern Film Festival“ leitet. Aus dem 7. Oktober zieht er eher ungewöhnliche Konsequenzen: Er beklagt, wie viele israelische Künstler, die hohen Opferzahlen in Gaza und wünscht sich ein baldiges Ende des Kriegs. Man wolle wieder ins Gespräch mit der palästinensischen Seite kommen, langfristig werde man miteinander leben müssen. Unklar ist natürlich, wer eigentlich der Gesprächspartner sein soll – die PLO ist in Gaza schwach und nicht akzeptiert, die Hamas besiegt, neue Führungsfiguren gibt es kaum. Wie eine palästinensische Selbstverwaltung aussehen soll, kann sich auch in Sderot noch niemand vorstellen.

Wir sehen an diesem Nachmittag einen gerade fertiggestellten Film: „Trust“ („Vertrauen“) ist der erste Teil eines Fiction-Episodenwerks von Daniel Finkelman, das, auf Tatsachen beruhend, vom Überleben am 7. Oktober berichtet. Die im Kibbuz Be'eri lebende Sonderpädagogin Aya bricht frühmorgens zu ihrem Radrenntraining auf und wird vom Vormarsch der Hamas-Terroristen überrascht. Auf der Suche nach einem Versteck trifft sie den israelischen Araber Hisham, einen Beduinen, der in der Kibbuz-Küche arbeitet. Sie verbergen sich gemeinsam, aber Aya ist sich unsicher, auf welcher Seite ihr Begleiter steht. Bis der seinen Vater zu Hilfe ruft, der die beiden mit dem Auto aus der Gefahrenzone holt.

Der Film arbeitet mit allen Tricks der Suspense und ist mit Naomi Levov prominent besetzt. Der echte Hisham war bei der Vorführung anwesend und sagte, dass die Hamas weder den Islam noch die Interessen der Palästinenser vertrete. Das sehen viele Bewohner von Gaza möglicherweise anders; die Umfragen zeigen immer noch erschreckende Zustimmungsraten zur Hamas. Aber Hisham findet in der israelischen Gesellschaft natürlich viel Gehör – es ist ermutigend zu sehen, dass auch Teile der arabischen Community sich zu Israel bekennen.

Verglichen mit Sderot fühlt sich Tel Aviv wie ein sicherer Hafen an. Aber der Krieg holt auch hier den Kulturbetrieb ein. Im „Museum of the Jewish People“ zeigen Künstler ihre (blutigen) Arbeiten zum 7. Oktober, im „Suzanne Dellal Centre“ choreographieren junge Tänzer Stücke zum Krieg, zum Teil mit bildhaften Anleihen aus Antike und Renaissance. Im Geshar-Theater in Jaffa macht man sich in Meir Shalevs „Patriarchen und Matriarchen“ über biblische Gestalten lustig, die am Ende von der israelischen Armee erschossen werden, als sie illegal ins Heilige Land einreisen wollen. Der Platzanweiser hatte mich gewarnt: Das Stück sei „very provocative“.

Auffällig, dass der gegenwärtige Krieg im Theater so oft mit dem ebenfalls traumatischen Yom-Kippur-Krieg verglichen wird. In einer Produktion von „Tmuna“, dem wichtigsten Alternativtheater Tel Avivs, setzt die Regisseurin Danielle Cohen Levy das Publikum an einen großen Tisch und lässt es mit Geschichten und Objekten den Oktober 1973 mit dem Oktober 2023 parallel führen. Und in der Habima gibt man wieder „The First Lady“: Golda Meir, gespielt von der achtzigjährigen Leora Rivlin, muss sich vor einer Untersuchungskommission verantworten, weil sie mit einer sorglosen und zu selbstsicheren Politik zum Desaster auf dem Sinai beigetragen habe. Die Vorwürfe ähneln natürlich denen gegen Benjamin Netanjahu, dessen Regierung 2023 alle Anzeichen eines bevorstehenden Angriffs der Hamas ignorierte. Als wir die „First Lady“-Vorstellung am Ende unseres Aufenthalts endlich sehen, verlangen auf dem großen Platz vor der Habima Hunderte von Demonstranten ein Ende des Gazakriegs.

Die letzte Nacht auf dem Dach des Hotels am Dizengoff Square. Unten liegt der erleuchtete Op-Art-Brunnen von Yaacov Agam, um ihn herum all die bunten Fotos, Teddybären, Devotionalien und Erinnerungsstücke, die Angehörige der am 7. Oktober Ermordeten und der Geiseln dort hinterlassen haben. Manches, was dort aufgestellt wurde, ist schon vergilbt oder zeigt Spuren von Auflösung. So lange ist der Anschlag der Hamas schon her. Keine Raketen mehr über Tel Aviv, geht der Krieg endlich dem Ende entgegen? Der ungeheure Stress, in dem man in Israel lebt, er wird bleiben. Mit der jüngsten Entwicklung in Syrien, das wissen Linke wie Rechte, wird es im Nahen Osten nicht leichter werden.

Flix
GLÜCKSKIND
476

NO. 1 ACTION COMICS

NICHTS DARF MAN MEHR SAGEN!

UND WER IST DARAN SCHULD? DIE ANDEREN!!!

DAS ENDE IST NAH! AH!!! SCHLIMM!!! FURCHTBAR!

DEIN DEIN KLIMAWANDEL HABEN SICH AUSSERWÖRDLICHE EICHHÖRNCHEN AUSGEDACHT, DIE DIESEN PLANETEN ENTFÜHREN WOLLEN!

SO IST ES! GUCK MICH NICHT SO AN!

ICH VERSUCHE ECHT MIR VORZUSTELLEN, OB DAS WAS HERR NUDING ERZÄHLT, IN IRGEND EINER WELT SINN ERGIBT. ABER ES KLAPPT NICHT.

www.der-flix.de